

# Conny Hannes Meyer

## Ab heute singst du nicht mehr mit

Aufzeichnungen einer Kindheit

Warum erinnern?

Bei den selten gewordenen Besuchen meiner Söhne David und Johannes kamen unsere Gespräche des öfteren auf das Thema Familie und damit auch auf meine Kindheit. Der siebenarmige Leuchter und der eingerahmte Stern aus gelbem Stoff in meinem Arbeitszimmer waren für sie lange Zeit nichts weiter als irgendwelche Sammelstücke oder Geschenke befreundeter Künstler. Auch die vielen Bücher meiner Judaica-Bibliothek hatten sie niemals interessiert. Ihre gesamte Umwelt, ihre Erziehung, ohne irgendwelche nachdrücklich religiöse Einflussnahme oder Nötigung durch ihre Mütter, hatte sie andere Neigungen entwickeln lassen. Dennoch wünschten sie, wohl meines zunehmenden Alters und abnehmenden Erinnerungsvermögens wegen, einiges für sie kaum Verständliche in meinem Leben genauer zu wissen. Die sie verwirrenden, ihnen widersprüchlich scheinenden Briefe, Notizen und Gedichte meines Vaters Chaim Dankner, also ihres Großvaters aus Kolomea, über seine jüdische Herkunft, sein Verhältnis mit der evangelisch getauften Jüdin Hilde Meyer, meiner Mutter aus Berlin, und über mich, den unbeschnittenen, ebenfalls evangelisch getauften, aber später katholisch gemachten Judenmischling ersten Grades, sollte ich ihnen, womöglich noch zu meinen Lebzeiten, verständlich begreifbar machen. Kaum möglich, dennoch versuchte ich die allmählich ins Vergessen abdämmernden Erinnerungen, soweit ich sie ins Bewusstsein rufen konnte, in eine fiktive Gegenwart zu setzen, Geschehnisse, die sich vor 60 Jahren ereignet hatten, zu berichten, als hätten sie erst kürzlich stattgefunden, und Situationen, die für meine Entwicklung prägend waren, zu aktualisieren. Dass diese Rückschau auf Vergangenes, manchmal durch den subjektiven Blick des Erzählers getrübt, Fakten gelegentlich mit fragwürdigem Ungefähr kollidieren lässt, war, bei allem Bemühen um mögliche Authentizität, nicht immer zu vermeiden. Meine Söhne werden das, hoffentlich, verstehen.

Conny Hannes Meyer

1930

Die Tänzerin Hilde Meyer und der Lederwarenvertreter Chaim Dankner begegnen einander in Berlin. Ich entstehe.

1931

Hilde Meyer ist auf Tournee in Wien. Ich komme zur Welt, werde aber später zu Pflegeeltern nach Salzburg gegeben. Das Haus liegt an der Salzach.

1932

Keine Erinnerungen an diese Pflegeeltern.

1933

Esse am liebsten Erdäpfelsalat und umarme dabei die Schüssel. Laufe einmal zu Zigeunern, hole mir dort eine Kopfbeule, weil der Bub am anderen Ende des Schaukelbretts plötzlich absteigt. Die Beule wird mit einem Messer zurückgedrückt. Die Pflegemutter findet mich. Ich erhalte Ausgehverbot.

1934

Erster Theaterbesuch: „Andreas Hofer“ in einem Wirtshaussaal. Erster Kinobesuch – eine Frau versinkt in einem Moor.

1935

Ein Mann besucht mich, schenkt mir ein Tretauto – mein Vater. Ich werde im Casino Salzburg dem Schauspieler Paul Hörbiger vorgestellt, soll sein Filmpartner werden. Die Rolle in „Seine Tochter ist der Peter“ bekommt dennoch Traudl Stark.

1936

Leo Blech, Dirigent, aus Deutschland emigriert, holt mich ans Salzburger Stadttheater, wo ich Kinderrollen mime. So das Traum-Prinzlein in Paul Abrahams „Blume von Hawaii“, ein Bauernbublein, das Kaiser Franz Josef im „Weißen Rössl am Wolfgangsee“ Blumen überreicht, und einen Buben, der aus Angst vor einem wütenden Großvater, der einen Sarg zertrümmert, mit einem Lebkuchenherz unter den Tisch flüchtet. Erinnerungen an Ballettgirls, die mich immer abschmusen. Einmal will ich nicht auf die Bühne, werde jedoch von Mädchen und Dirigent Blech mühsam dazu überredet, doch aufzutreten. Muss beim Publikum gut angekommen sein, da ich sogar in den Zeitungen erwähnt werde. Irgendwas wie: „... schauspielerte ganz entzückend ...“ Schemenhafte Bilder zweier Schwestern meiner Mutter – Grete und Else –, die einmal plötzlich zu einem Blitzbesuch auftauchen. Dann – das erste und das letzte Mal in meinem Leben - erscheinen Papa und Mutter bei den Pflegeeltern. Die Mutter kommt bereits morgens, bringt Geschenke mit – erinnere mich an ein kleines trommelndes Schweinchen –, küsst mich ab, trägt mich herum, steckt mir Schokoladebonbons in den Mund. Papa bringt ein Tretauto mit, setzt mich hinein, zeigt mir, wie ich fahren kann. Bevor sich die Eltern verabschieden, fragen sie mich, zu wem ich, wenn ich von den Pflegeeltern einmal weg sollte, lieber wolle, zu Papa oder zur Mutter. Weiß nicht, warum ich „zur Mutter“ sage, die ich an diesem Tag überhaupt zum ersten Mal bewusst wahrnehme. Werde kurz danach in einer Blitzaktion nach Wien gebracht, wo die Mutter mit einem unbekanntem Mann namens Schwab in einer sehr engen Bude lebt. Papa nämlich ist als reisender Kaufmann-Handelsvertreter dauernd irgendwo unterwegs. Der fremde Mann beginnt mich zu „erziehen“.

Prügelt mich, haut mir mit einem Lineal auf die Handflächen, die davon immerzu geschwollen sind, zwingt mich, Spinat zu essen, bis ich mich erbreche, nötigt mich, das Erbrochene zu essen, bindet mich mit Schnüren an das Bett, wenn er mit Mutter ausgeht, prügelt mich, wenn ich in ihrer Abwesenheit ins Bett nässe, weil ich, da ja angebunden, nicht auf die Toilette gehen kann, schlägt auch auf die Mutter ein, als sie mich vor Gürtelhieben schützen will, sperrt mich stundenlang ins Klosett, das jedoch auf dem Gang liegt, so dass die Mitbenützer nicht hinein können. Es kommt zu Auseinandersetzungen mit ihnen, und der verärgerte Mann lässt seinen Unmut immer wieder an mir aus. Mein Weinen und Schreien, vor allem in den Nächten, lässt die gestörten Hausmitbewohner schließlich die Polizei und das Jugendamt alarmieren.

1937

Eines Tages werde ich abgeholt und erst in ein Kinderspital, dann in ein Kinderheim in Gießhübl bei Mödling, nach Hinterbrühl überstellt. Dieses Kinderheim wird von evangelischen Schwestern betreut, die fast alle „Reichsdeutsche“ sind, was an ihrer Sprache zu hören ist. Zum Schulunterricht, 1. Klasse, sind einige Kilometer zu gehen. Erinnerung an einen freundlichen, älteren Herrn, der auf der Violine „Oh liebes teures Vaterland, ich wollt, ich wär ein Mann, der Dir in Lieb mit Herz und Hand in Treue dienen kann“ fiedelt. Text und Melodie bleiben mir als erstes Lied meines Lebens im Gedächtnis. Es gibt Schlafräume für „Große“ und „Kleine“. Ich liege mit 20 anderen Kleinen im Parterre. Man kann aus den Fenstern in einen Garten hinaus klettern.

Eines Tages fährt ein Motorrad vor: mein Papa. Mit ihm ist eine junge Frau gekommen, zu der er „Hädderl“ sagt, und diese beschenkt mich mit Mannerschnitten, die ich allerdings der Zimmerschwester abgeben muss, die mir dann nach und nach kleine Portionen davon zuteilt. Papa und „Hädderl“ kommen von Zeit zu Zeit wieder, führen mich auch in andere Orte, wahrscheinlich nach Mödling oder Baden. Dort marschieren oft lange Kolonnen uniformierter Burschen und Mädchen, tragen Fahnen mit sich und singen Lieder. Viele haben weiße Kniestrümpfe und braune Hemden an, manche auch Lederriemen quer über den Hemden. Papa sagt, dass dies die Hitlerjugend sei, die „Ha-Jot“ und die „Be-De-Em“. Am Straßenrand stehen meist Zivilisten mit ausgestreckten Armen und schreien irgendetwas. Hie und da geht einer aus der Kolonne direkt auf das Spalier der Leute zu und brüllt: „Grüßt die Fahne!“ Dann heben auch jene, die sie nicht ausgestreckt hatten, ihre Arme.

Einmal geraten wir auch in ein solches Spalier. Ein Anführer kommt stracks auf uns zu und brüllt meinen Papa an: „Fahne grüßen!“ Da lässt das „Hädderl“ ein Säckchen mit Bonbons fallen und sagt: „Oje, Karli, hilf mir!“ Sofort bückt sich mein Vater, um die Bonbons aufzusammeln, und entgeht so der Aufforderung, das Hakenkreuz zu grüßen. Heute weiß ich, dass diese Situation für ihn nicht ganz ungefährlich war. Entsprach er doch ganz genau dem, was manche Leute als „typisch jüdisch“ bezeichnen: Ponem, schwarze, gekräuselte Haare, und wenn er sprach, war sein echter jiddischer Akzent nicht zu überhören. Er war nach dem ersten Weltkrieg vor den Pogromen aus dem polnischen Kolomea mit Berta und Sophie, seinen Schwestern, hoffnungsvoll nach Wien geflohen und hatte die bettelarme Mischpoche in Polen zurückgelassen. Um die Schwestern irgendwie durchzubringen, hatte er, nach langer Hungerszeit, sogar begonnen, als Straßensänger aufzutreten. Dann gelang es ihm, sich als Handelsvertreter für Leder verdient zu machen. Schwester Sophie heiratete einen Juwelier in Bad Aussee und war dadurch endlich gesichert.

Im Heim wurden plötzlich neue Klamotten ausgegeben. Kurze, schwarze Schnürsamthosen und braune Hemden für die Buben. Blaue Röcke, weiße Blusen, braune Jacken für die Mädchen, und für alle weiße Kniestrümpfe. Dazu schwarze Halstücher mit braunen Lederknoten, „Bündel“ genannt. Einigen wenigen, darunter auch mir, wurde diese neue Bekleidung allerdings nicht zugeteilt. Unsere Fragen, warum wir von der neuen Einkleidung ausgenommen waren, wurden zuerst ausweichend, später damit beantwortet, dass wir erst später, wenn weitere Uniformen kämen, ausgestattet würden. Die Lieferung schien sich allerdings wochenlang zu verzögern.

Es gab noch andere Neuerungen. „Heimabende“ wurden eingeführt. Während dieser hielten einige Schwestern „Schulungen“. Lange Vorträge, in denen hauptsächlich von Großdeutschland, seinem Führer Adolf Hitler und einem Dritten Reich die Rede war und dass alles Böse in der Welt, besonders das große Elend der Millionen arbeitsloser Menschen, hauptsächlich die Juden verschuldeten. Auch wurden neue Lieder gelernt. Einige Texte sind mir sogar noch heute in Erinnerung: „Ein junges Volk steht auf, zum Sturm bereit, reißt die Fahnen höher, Kameraden! Wir fühlen nahen unsere Zeit, die Zeit der jungen Soldaten! Und vor uns marschieren mit sturmzerfetzten Fahnen die toten Helden der jungen Nation! Und über uns der Helden Ahnen. Deutschland! Vaterland! Wir kommen schon!“ Oder: „Aufhebt uns're Fahnen in den frischen Morgenwind. Lasst sie weh'n und mahnen, die, die müßig sind. Wo Mauern fallen, bau'n sich andre vor uns auf, doch sie weichen alle uns'rem Siegeslauf.“ Ich sang diese Lieder einige Male fröhlich mit. Eines Abends jedoch sagte die Schwester zu mir: „Meyer, du singst ab morgen nicht mehr mit uns mit, und die Kluft brauchst du dir auch nicht abzuholen.“ Damit meinte sie die Uniform, die nun endlich geliefert worden war. Diese Maßnahme betraf außer mir auch noch ein halbes Dutzend anderer Mädchen und Buben. Wir wurden in das Direktionszimmer gerufen, mussten an der Wand Aufstellung nehmen. Dann kamen plötzlich alle Schwestern herein und stellten sich uns gegenüber in einer Reihe auf. Die Heimleiterin trat vor und sagte langsam und überdeutlich: „Ab heute seid ihr von den Erziehungsmaßnahmen der NSV ausgenommen. Ihr fallt also nicht mehr in die Heimordnung und werdet demnächst in andere Anstalten überstellt. Die Aussonderung betrifft alle nichtarischen Kinder und solche, deren Zugehörigkeit erst noch überprüft werden muss. Schlaf- und Essplätze werden euch gesondert angewiesen, Schulfragen werden noch abgeklärt.“

Die nächsten Mahlzeiten aßen wir Ausgesonderten nicht mehr im Speisesaal mit den anderen Kindern, sondern auf einer Bank im Gang vor den Toiletten, ohne Tisch. Wir hielten also die Teller in der einen, die Löffel in der anderen Hand, die Speisen, die mit Messer und Gabel zu essen wir ja überhaupt erst lernen sollten, mussten wir niedergehockt auf der Bank zerkleinern. Erst dann konnten wir sie mit dem Löffel zu uns nehmen. Die neuen Schlafplätze waren nun auf der sogenannten Veranda, die im Sommer als Lernraum diente, im Winter jedoch geschlossen wurde, weil sie scheinbar nicht beheizbar war. Es war Februar und also ziemlich kalt in diesem neuen Schlafraum. Auch wurden uns keine Tuchenten, sondern nur mehr Wolldecken ausgefolgt. Im Garten, der von der Veranda aus überblickt werden konnte, wurde jetzt ein hoher Holzmast aufgerichtet und täglich frühmorgens eine Fahne daran aufgezogen. Dazu marschierten alle Kinder, Mädchen und Buben, in ihrer neuen Kluft auf, nahmen im großen Quadrat Stellung um den Fahnenmast, einer der „Großen“ schrie immer irgendeinen Spruch, und dann hoben alle die Arme schräg gegen die Fahne hoch. Wir „Sonderfälle“ schauten dem durch die Fenster der Veranda neiderfüllt und traurig zu. Nur zu gern wären wir da draußen, bei den anderen Kindern gewesen und hätten fröhlich mitgesungen. Auch das „Schulgehn“ überraschte mit Neuerungen. Waren wir vordem, ohne befohlene Ordnung oder Gehweise gemeinsam mit den anderen Heimzöglingen

unbeschwert und unkontrolliert den viertelstündigen Weg zur Schule, je nach Laune, gelaufen oder geschlendert, marschierten jetzt alle, die da nach Gießhübl zum Unterricht mussten, in Mädchen- und Burschenkolonnen geteilt, Marschlieder singend, in strengen Viererreihen dem Schulhaus zu. Nur wir, die Ausgesonderten, folgten ihnen als lockerer Haufen in einigem Abstand nach.

In der Schule hatten wir zwar noch die uns anfangs zugeteilten Plätze in den einzelnen Klassen, aber nach einigen Tagen saßen dort plötzlich andere Schüler. „Juden und Zigeuner in die rückwärtigen Reihen!“ stand in großen Buchstaben an die Tafel geschrieben. Wir nahmen also in den hinteren Reihen Platz, hoffend, dass uns der freundliche Lehrer wieder nach vorne holte, an die Plätze, auf denen wir früher gesessen waren. Nichts dergleichen geschah. Wer sich von den „Hinteren“ jetzt meldete oder aufzeigte, wurde nicht mehr aufgerufen, wurde einfach nicht mehr beachtet. Etliche neue Lehrkräfte übernahmen die Klasse, und eine ganz junge Goldblonde sagte, was ab nun Sache ist: „Juden und Mischlinge aller Art werden ab jetzt hier nicht mehr unterrichtet. Für sie werden eigene Schulen vorbereitet. Meldepflicht besteht dennoch. Ihr habt also täglich pünktlich zu erscheinen!“

Die anderen Schüler begannen in den Pausen lustige Verslein zu reimen und uns damit zu erfreuen: „Jud, Jud spuck in'n Hut, sag der Mamme: das ist gut!“ Oder: „A Jud frisst kane Blunz'n, stattdessen geht er brunz'n!“ Unter den Ausgesonderten waren auch zwei schwarze Mädchen. Schwestern, von einem afrikanischen Musiker einer Wienerin als Andenken gewidmet. Bislang „Möhrlein“ und „Puppi“ genannt und als exklusive Spielgefährtinnen frequentiert, wurden sie plötzlich „Negerkinder“ gerufen, ausgespottet und oft ohne jeglichen Anlass als „Schwoaze Wuzzn“ beschimpft.

Das Verhalten fast aller Zöglinge gegen uns Ausgesonderte änderte sich in kurzer Zeit völlig. Hatten wir gestern noch gemeinsam gegessen, geturnt, gesungen, gespielt, vermied die Mehrheit der einstigen Kameraden nun beinahe ängstlich jeden Kontakt zu uns, als hätten wir irgendeine ansteckende Krankheit. Ich erinnere mich, dass einige Buben das Becken im Waschraum wechselten, wenn sie sahen, dass einer der Ausgesonderten es benutzt hatte. Immer öfter wurden wir bei jeder Gelegenheit beschimpft, gestoßen, grundlos geschlagen, manchmal sogar angespuckt. Wenn die Schwestern zufällig Zeuginnen solcher Vorfälle wurden, taten sie, als wäre nichts geschehen, und schauten ganz einfach weg. Gerade in dieser Zeit blieben die Besuche meines Vaters plötzlich aus. Statt dessen begannen einige „Große“ uns in den Nächten auf der Veranda zu besuchen. Irgendwann nach Mitternacht tauchten sie überfallsartig auf, warfen Kotzen über uns und prügeln auf uns ein. Die Schwestern, die früher bei der geringsten Ruhestörung sofort zur Stelle waren, schienen das Geschrei von uns Geprügelten nicht zu hören. Klagen über die nächtlichen Misshandlungen nahmen sie nicht zur Kenntnis. „Tut's halt nicht raufen“, sagten sie, wenn wir unsere Striemen, Beulen und Platzwunden zeigten.

Nach langer Zeit – es müssen mehrere Wochen seit seinem letzten Besuch vergangen sein – erscheint mein Vater völlig überraschend doch wieder im Heim, vor dessen Tor jetzt das unübersehbare Schild NSV protzt. Nationalsozialistische Volkswohlfahrt hieß das. Papa, diesmal ohne Begleitung, wird sofort ins Direktionszimmer bestellt. Man hätte ihm etwas mitzuteilen, ich warte derweil im Garten. Aus der Kanzlei zurück, sieht er so sonderbar verärgert aus.

Ich erzähle ihm von den Veränderungen, die seit seinem letzten Besuch stattgefunden haben. Dass ich, weil angeblich kein Deutscher, jetzt ausgesondert bin, schikaniert werde, der Gang zur Schule oft ein Spießrutenlauf ist und dass ich nachts „die Decke kriege“, also geprügelt werde. Dass es da Burschen gibt, die mir das Brot aus den Händen schlagen, Suppen über meinen Kopf gießen, in mein Bett pissen, wonach ich, tags darauf, mit dem nassen Leintuch überm Kopf, solange auf dem Gang stehen muss, bis es trocken ist. Dass ich auf dem Schulweg in den Hintern getreten werde, raten muss, wer mich getreten hat, und wenn ich einen anderen nenne als den, der mich getreten hat, von

diesem gehorft werde. Auch dass meine Schreibhefte aus der Schultasche genommen und zerrissen werden, ich also die Eintragungen in ein neues Heft nachschreiben muss, und so weiter. Papa meint, ich soll den Trotteln, die mich schikanieren, sagen, sie könnten mir den Buckel herunter rutschen. In Kürze würde es ohnehin eine Überstellung in ein anderes Heim geben. Er könne jetzt wahrscheinlich längere Zeit nicht zu mir kommen, weil er demnächst außerhalb Wiens arbeiten müsse. Im Übrigen solle ich nicht wehleidig sein. Ein Bub muss schon „ein biss'l was aushalten können“. Aber wenn er jetzt auch einige Zeit nicht komme, er immer am Abend an mich denken werde. Ich erinnere mich, dass ich seinem Motorrad nachschaue, bis mich eine der Schwestern ins Haus ruft und mir die Mannerschnitten, Papas Mitbringsel, abnimmt. Ich werde keine davon bekommen.

Eines Tages, als wir Ausgesonderten dreckig und bespuckt in die Schule kommen, steht eine unbekannte Lehrerin vor dem Schuleingang, liest von einer Liste unsere Namen und sagt ganz freundlich, dass wir Fünf ab sofort nicht mehr in die Schule zu kommen brauchen. Schulbücher und Hefte sollen wir ihr gleich abgeben. Dann schickt sie uns in das Heim zurück. Im Weggehen höre ich noch die Schulglocke zum Unterrichtsbeginn schrillen. Zum letzten Mal. Am Rückweg müssen wir an einer Sandgrube vorbei, in der seit kurzem Bagger des RAD mit reichsdeutschen Arbeitern buddeln. Wir rutschen in die Grube hinunter zu ihnen. Die Frage, warum wir nicht in der Schule sind, wollen wir nicht beantworten. Sie lachen, schenken uns Äpfel. Im Heim müssen wir unsere Schultaschen abgeben, werden gefragt, ob wir noch irgendwelchen Spielzeug auf der Veranda oder anderswo versteckt haben, dies wäre noch vor Mittag abzugeben, denn nachmittags sei die Überstellung. Wir sollen uns bereit halten.

Da die anderen erst spät am Nachmittag von der Schule zurückkommen, ist der Speisesaal frei. Wir dürfen noch einmal eine Schüssel Suppe essen. Dann kommen „die Arier“, und wir müssen „Raus!“ Beim Aneinandervorbeigehen haut mir mein Leibprügler noch einmal in den Magen, und ich muss mich übergeben. Eine der Schwestern ordnet an, dass ich das Erbrochene sofort aufzuwischen habe. Umstellt von grinsenden Kameraden versuche ich das so rasch wie möglich hinter mich zu bringen. Den Wischfetzen muss ich dann aber auch noch auswaschen. Dann hocken wir fünf wieder auf der Veranda und warten auf die Überstellung. Wir sind schon am Einschlafen, da kommt die Oberin und teilt uns mit, dass der Fahrer verhindert ist und wir erst am nächsten Tag überstellt werden. Wir müssen die Nacht also noch einmal auf der Veranda zubringen. Das Bettzeug ist schon abgezogen, also liegen wir nur auf den Matratzen, mit einer Decke. Wir sehen die „anderen“ vom Speisesaal zurückkommen und konstatieren, dass für uns anscheinend kein Abendessen vorgesehen ist. Die „Negerin“ geht nachfragen, kommt aber bald weinend zurück. Einer hat sie an den Haaren gerissen und mit einem Fußtritt aus der Küche befördert. Mitten in der Nacht wird die Tür aufgerissen, Buben stürzen herein und werfen eine Decke über meinen Matratzennachbarn. Aber es gibt da einen Großen unter uns, der springt auf, greift sich den Wasserkübel, in den wir unsere Notdurft verrichten – zum Klosett müssten wir in den ersten Stock hinauf –, und gießt ihn mit Schwung einem der Prügler über den Kopf. Der schreit wild auf und stolpert zurück. Sofort lassen auch seine Kameraden die Decken fallen. Nur einer von ihnen, der, welcher immer am lautesten „Saujud“ brüllt und mir mit seinen Fäusten den Buckel bearbeitet, gibt nicht auf, springt auf eins der Betten und dort mit beiden Füßen auf eines der dort zusammengekauert liegenden Mädchen. Ich höre sie noch aufschreien, dann ist sie mit einem Mal ganz still. Alle schauen nur bewegungslos auf die Decke hin, unter der das Mädchen liegt. Und da greift unser „Großer“ noch einmal nach dem Kübel, dreht sich mit ihm um sich selbst und lässt ihn dann geradaus in das Gesicht des Brüllers sausen. Ein wilder Schrei, dann nur mehr das Getrappel rennender Füße. Auf den Fliesen unten, zwischen den Betten, wälzt sich der Brüller und gibt komisch klingende Laute von sich. Und dann

stehen plötzlich zwei Schwestern im Raum. Eine versucht den Brüller aufzurichten, seinen Kopf zu heben. Es ist aber nur etwas Matschiges zu erkennen, aus dem es blutig herunterrinnt. Eine der Schwestern macht kehrt, läuft weg. Die andere fragt ganz ruhig: „Wer war das?“ Keiner von uns gibt einen Laut. Nur unser „Großer“ zieht mit einem Ruck die Decke von dem Mädchen. Das liegt reglos, aber mit offenem Mund in einem Brei von Erbrochenem. „Er ist auf sie drauf gesprungen, mit beiden Füßen“, höre ich nach einer Weile jemanden sagen. Inzwischen stolpern noch andere Schwestern herein. Der „Brüller“ wird weggetragen, das Mädchen im Erbrochenen liegen gelassen. „Dass mir das sofort wieder sauber ist“, sagt eine und geht.

Irgendwann ist diese Nacht auch um. Der Frühstücksgong, der für uns auf der Veranda nicht mehr gilt, weckt uns, und wir stehen auf. In den Waschraum gehen wir nicht, aus Angst, wieder geprügelt zu werden. Wir haben ein schlechtes Gefühl, wissen ja nicht, ob dem „Brüller“ durch unseren „Großen“ etwas Arges passiert ist, er hatte doch ziemlich geblutet. Niemand schert sich um uns. Wie vergessen hocken wir auf den Betten und schauen dem Frühappell im Garten zu. Wie sie Aufstellung nehmen, die Fahne hochziehen, die Arme heben, Sprüche schreien und Lieder singen. Das Mädchen, auf das der Brüller gesprungen ist, lehnt am Fenster, hält sich die Hände vor den Magen und sieht ganz erbärmlich aus. Wir wissen nicht, wie wir ihr helfen könnten. Als endlich eine Schwester hereinschaut, zeigen wir auf das Mädchen. Unser „Großer“ sagt, dass sie die ganze Nacht geweint hat, weil der „Brüller“ mit beiden Füßen auf sie gesprungen war. Die Schwester zuckt die Achseln, murmelt etwas wie „Der ist im Spital“ und wir sollen uns fertig machen. Wir wissen nicht, was sie damit meint, bleiben also nur einfach weiter sitzen. Unserem „Großen“ wird das irgendwann zu dumm, er will uns ein Frühstück holen, geht zornig hinaus. Es geht sicher schon auf Mittag zu, die Sonne steht ja schon sehr hoch, und auf der Glasveranda wird es immer heißer. Die Fenster lassen sich nicht öffnen. Wir fangen an uns wieder auszuziehen. Dann kommt der „Große“ tatsächlich mit einem Topf Milch, Zahnputzbechern und einigen Scheiben Brot zurück – unser Frühstück. Die Oberin schaut herein: „Sofort wieder anziehen!“ Eine andere Schwester winkt, wir sollen ihr folgen. In den Gängen ist kein einziger Zögling zu sehen. Wir gehen durch den Garten zum Tor.

Ein komisch schwarzes Auto mit großen Glasfenstern steht dort. Davor ein Mann in einem uniformähnlichen grauen Anzug und mit Schirmkappe. „Zum Glück ist heute ausnahmsweise keine Bestattung“, sagt er, „sonst wär's wieder nicht gegangen.“ Die Schwester deutet uns, in das Gefährt einzusteigen, sie setzt sich vorne hin, neben den Fahrer. Im Auto – keine Sitze, aber niedere, bankartige Erhöhungen; auf diese setzen wir uns. Dann fahren wir ab. Durch das hintere Fenster sehen wir den „Hort“ immer kleiner werden, schließlich verschwinden. Mit ihm jede Erinnerung an die „anderen“ und die Gesichter dieser Schwestern. Nicht eines ist mir im Gedächtnis geblieben, als hätte ich sie niemals gesehen.

Die Fahrt durch einige Orte, dann lange über Landstraßen und endlich durch engere Gassen. Aus vielen Fenstern hängen Hakenkreuzfahnen. Manchmal halten wir an Polizeisperren. HJ- und SA-Kolonnen. Schreiende Menschen rechts und links: „Sieg Heil!“ und „Ein Volk – ein Reich – ein Führer!“ Fanfarenzüge. Trommlertrupps. BDM-Gruppen. Weiße „Stutzen“, weiße Blusen. Ohrenbetäubende Trillerpfeifen. Runenwimpel. Fahnenräger. Allmählich lässt das Lärmen nach, es wird ruhiger. Menschenleere Gassen. Stille. Das Glasauto hält an, der Fahrer öffnet die hintere Tür: „Endstation Rückertgasse.“

Auch die Begleitschwester taucht auf, winkt uns auszusteigen. Aus ihrer Aktentasche zieht sie eine Haube, die sie erst jetzt betulich aufsetzt, und die Armschleife mit dem NSV-Zeichen. Dem Fahrer gibt sie eine Banknote: „Warten Sie dort im Café. Wird nicht lang dauern.“ Der nickt, schlägt die Autotüre zu, entfernt sich. Die Schwester geht auf ein unscheinbares, zweistöckiges Haus zu. Im Haustor ist noch eine kleine innere Tür eingebaut. Die Schwester läutet. Hundegebell wird hörbar. Die Tür

springt auf, wir treten brav im Gänsemarsch in einen kleinen Raum und stehen vor einer Türe aus undurchsichtigem Glas. Hinter dieser kläfft der Hund.

Nach einer Weile öffnet eine Klosterschwester, eine weiße Flügelhaube auf dem Kopf, wie sie oft Holländerinnen tragen. Auf Küchenwandbehängen habe ich solche schon abgebildet gesehen. „Gelobt sei Jesus Christus“, sagt die „Holländerin“. Unsere Begleiterin antwortet: „Grüß Gott. Ich bringe die Kinder aus Gießhübl.“ „Wir haben Sie schon gestern erwartet. Nehmt Platz, da im Warteraum.“ „Bitte um Verständnis, es gab Transportprobleme. Können wir die Übergabe, bitte, rasch hinter uns bringen? Mein Auto wartet.“ „Die ehrwürdige Schwester Oberin ist schon verständigt und wird gleich kommen.“ Die „Holländerin“ nickt unserer Schwester noch einmal kurz zu und entfernt sich raschen Schrittes. Was da so klirrt, ist ein großer Schlüsselbund, der an einem Lederriemen von ihrer Hüfte hängt.

Zwei Stufen führen zum Warteraum. Da steht ein halbes Dutzend Holztische zwischen niederen Bänken. „Setzt euch“, sagt die Begleiterin. „Oder nein, zieht euch gleich aus. Das Gewand gehört dem Hort, ich muss es wieder zurückbringen.“ Während wir uns ausziehen, tritt eine kleine, ältere „Holländerin“ ein, die Empfangsschwester hinter ihr. „Die ehrwürdige Schwester Oberin“, lispelt sie und weist auf die Ältere hin. Unsere Begleiterin ringt sich wieder ein knappes „Grüß Gott“ ab. „Sind die Kinder denn nackich gebracht worden?“ fragt die Oberin. „Das Gewand ist Horteigentum. Ich muss es sogleich zurückbringen.“ Vor dem Warteraum kläfft jetzt wieder der Hund. „Die Mädchen können wir aber nicht übernehmen, die bringen Sie am besten sofort in unser Mädldheim in der Wexstraße. Wir haben ja auch keine Kleider für sie hier. Legt euch also gleich wieder an, ihr zwei. Den Buben geben Sie was aus der Garderobe, Schwester Petrina.“ Die Oberin sagte das ruhig, aber mit großer Bestimmtheit. Unsere Begleiterin seufzt. „Also noch in die Wexstraße.“ Unsere Mädchen beginnen sich wieder anzuziehen. Diejenige, auf welche in der Nacht zuvor der HJ-Bub gesprungen ist, hat immer noch Schmerzen und hält ihre Hände gegen den Magen. „Was ist mit der?“ Der Oberin ist das nicht entgangen. Die Begleiterin murmelt etwas wie „zu viel gegessen“. „Wir haben heute überhaupt noch gar nichts gegessen“, sage ich. „Der ist gestern einer drauf gesprungen.“ „Was, auf den Magen?“ „Na ja, Buben sind halt auch manchmal ein bisschen schlimm“, lacht die Begleiterin, „wird schon nicht so arg sein.“ „Kommt mit!“ sagt die Empfangsschwester, „kriegt's was zum Anzieh'n“, und schiebt uns drei Buben zur Tür hinaus. Der Hund trottet uns nach. In einem kleinen, engen Raum sollen wir warten. Nach einer Weile bringt die Petrina, wie sie die Oberin genannt hat, einen Korb mit Wäsche und Gewand. Wir sollen das vorläufig einmal anlegen, Schuhzeug bekämen wir später. Und weg ist sie wieder. Also schlüpfen wir hinein in die Klamotten. Irgendwie passen sie sogar.

Wieder warten. Vielleicht geben sie uns 'was zum Essen, denke ich. Unser Großer sagt es laut, als er die Petrina kommen hört, damit die es ja nicht überhört. „Essenszeit ist jetzt keine, aber vielleicht ist noch 'was da“, sagt sie und sperrt die Tür ab. Dann führt sie uns den Gang zurück. Die Tür zum Warteraum ist offen, unsere beiden Mädchen und die Begleitschwester sind nicht mehr da, wohl schon auf dem Weg zum anderen Heim. Nicht einmal auf Wiedersehen haben wir Ihnen sagen können. Die Schwarze hätte ich gern wieder gesehen, die hat manchmal so freundlich gelacht. Die Petrina sperrt jetzt auch den Warteraum zu. An ihrem Gürtel hängt ein ganz schwerer Schlüsselbund, gut zwölf Schlüssel hängen da dran. Jetzt sperrt sie wieder eine Tür auf – aha, die Küche. Der mageren, schlampig aussehenden Frau, die an dem großen Herd herumhantiert, hängen die Haare ins Gesicht. Wohl keine Schwester. „Poldi, haben wir noch 'was für die drei Neuen?“ Die „Poldi“ schaut kurz auf, zieht dann ein Reindl zu sich heran, hebt den Deckel, nickt: „Grießkoch“, sagt sie. Dann füllt sie drei Teller mit dem weißen Brei. „Nehmt's euch und kommt's“, drängt die Petrina. Wieder den Gang entlang, zu einer anderen Tür: Der Essraum. Lange Bänke, Holztische, blaue

Stoffservietten, Bestecke, Blechbecher mit Zahlen. „Sitzt's und esst's. Plätz' kriegt's morgen.“ Kaum ist sie fort und die Tür abgesperrt, sind unsere Breiteller auch schon leer. Wir hätten alle noch einen vertragen können. Aber da klirren schon wieder die Schlüssel, wir werden abgeholt. „Seid's fertig? Die Teller lasst's stehn. Ich zeig euch den Schlafraum. Die Stiegen hinauf verschränkt's immer die Arme hinter'm Rücken, versteht's!“ Also hinter ihr her, auf einer engen Wendeltreppe, in den 3. Stock. Ab dem 2. Stock stehen da auf jeder Stufe Buben an. „Fürs Klo heißt's anstellen“, sagt die Petrina. Dann ein langgestreckter Raum, Steinboden, an den Wänden Waschbecken, per Meter ein Wasserhahn, zwei ungerahmte Spiegel. Einige Buben sind beim Zähneputzen, gurgeln, Blechbecher in Händen. Zu den Schlafsälen muss man durch den Waschraum. Zwei große, spitalartige Zimmer, in jedem etwa 40 schmale Metallbetten, überzogene Strohsäcke, auf jedem zwei Kotzen und ein kleiner Polster. Zwischen den Räumen eine „Holländerin“. Die Petrina zeigt auf uns: „Da, Schwester Terezia, die drei Neuen. Sagt's, wies heißt's.“ Und weg ist sie. Die Terezia Genannte mustert uns kurz: „Ihr g'hört's zu den Kleinen. Ganz hinten, die drei Betten dort.“

Wir tapsen durch den engen Zwischenraum der gegenüber stehenden Bettreihen. Ich hocke mich auf die letzte, an der Wand, beobachte, wie die Buben gegenüber ihre Gewänder über die Stange an den Bettenden legen, die Unterwäsche jedoch anbehalten. Ich mache es genau so. Das Bett neben mir hat unser Großer belegt. Ich will ihm sagen, dass ich froh bin, dass ein Starker neben mir liegt, wobei mir auffällt, dass ich ja nicht einmal weiß, wie er heißt. „Ich bin der Meyer“, sage ich, „und wer bist du?“ „Altmann“, antwortet er trocken, ohne mich anzusehen. Dann liegen wir eine Weile wortlos. Jetzt spüre ich erst, wie müde ich bin. Unser Dritter hat sich auch schon hingelegt. „Und dein Name?“ fragt ihn Altmann. „Kohn“, raunt der, schon am Einschlafen. Nun stellt sich die Terezia in die Mitte des Raums und sagt mit lauter Stimme: „Müde bin ich, geh zur Ruh, schließe meine Augen zu. Vater, lass die Augen Dein über meinem Bette sein. Amen. Und jetzt, alle die Hände auf die Bettdecke legen.“ Tatsächlich - alle folgen dieser Aufforderung. Gleich danach Licht aus. Eine blaue Glühbirne brennt noch. Am anderen Ende des Schlafraums sehe ich einen Holzverschlag, in dem die Terezia verschwindet. Sie schläft anscheinend da drinnen. Dann schlafe ich ein.

Ich wache auf durch die Stimme der Terezia: „Es lebe Gott!“ ruft sie, und die Buben antworten im Chor: „Auf ewig in unseren Herzen!“ Dann stehen alle auf und stellen sich neben ihre Betten. Die Terezia geht rasch von einem zum anderen und visitiert die Leintücher, ob vielleicht einer der Schläfer „ins Bett gemacht“ hat. Einer hat, muss das Leintuch abziehen, in den Waschraum tragen und selbst auswaschen, aber es gibt nur Kaltwasser. Vor jedem Hahn stehen immer drei Buben hintereinander, warten, bis der Waschplatz frei wird. Ich stehe immer noch an meinem Bett, weiß nicht, was ich tun soll. Einer kommt auf mich zu und reicht mir ein Handtuch mit aufgenähter roter Nummer: „177“. Ich soll es immer nach dem Waschen ja über die Bettstange hängen. Dann gehe auch ich in den Waschraum, wo es inzwischen weniger Gedränge gibt. Auf kleinen Tellern findet sich sogar Seifenpulver. „Dann angezogen zum Frühstück hinunter“, sagt der Begleitbub. Auf den Stufen, stehen je zwei Paar Schuhe, zwei Stockwerke hinab. Ich soll ja erst welche bekommen. Die Terezia: „Anstellen zum Frühstück!“ Die Buben stellen sich hintereinander auf, Hände auf den Rücken, und trotten wortlos die Stufen hinunter. Im 1. Stock die Petrina. Sie winkt mich aus der Reihe, schiebt mich in ein enges Zimmer: eine Kanzlei. Da warten schon Kohn und Altmann, auch noch bloßfüßig. Die Terezia hinter einem Schreibtisch, klappt eine dicke Mappe auf, fragt nach unseren Namen, notiert etwas auf die Papiere, die ihr die Begleitschwester aus Gießhübl gegeben hat. Dann legt sie die Schreibfeder zur Seite. Schaut uns eine Weile schweigend an. Dann fragt sie leise und nachdrücklich, jedes Wort betonend: „Was habt ihr für einen Glauben? Ich meine, ist einer von euch getauft?“

Keiner von uns sagt etwas, wahrscheinlich, weil wir die Frage gar nicht verstanden haben. „Habt ihr denn noch nie Religionsunterricht gehabt? Seid ihr nie in eine Kirche oder in einen Tempel oder in eine Synagoge geführt worden?“ hackt die Petrina nach. Wieder keine Antwort von uns. Schließlich sagt der Kohn, dass eine Lehrerin mit der ganzen 1. Klasse einmal in der Stephanskirche war, wo die Pummerin, die große Glocke ist. Erst Jahre nachher habe ich erfahren, dass ich nach meiner Geburt evangelisch getauft worden bin.

Die Petrina seufzt: „Aber dass ihr Juden seid, wisst ihr wohl?“ Ich stottere, dass es uns in Gießhübl gesagt worden ist und wir deswegen dort nicht mehr zur Schule gehen durften. „Man hat uns erlaubt, bis zur neuen Schulgesetzregelung hier vorläufig auch jüdische Kinder zu unterrichten. Der Hauslehrer wird sagen, welcher Klasse ihr zugeteilt seid's. Eure Plätze im Essraum sind mit der gleichen Nummer bezeichnet wie eure Betten. In die Handtücher sind's auch eingenäht. Die Schuh' holt's euch nach dem Frühstück.“

Mein Platz im Essraum ist an einem Tisch bei dem einzigen Fenster, durch das man in einen Ziegelmauerhinterhof sehen kann, zwischen zwei Großen. Die sind gerade damit beschäftigt, Marmelade auf dunkle Brotscheiben zu löffeln, beachten mich kaum, als ich mich zu ihnen setze. Ein Kesselwagen wird herangeschoben, ein Häfen vor mich hingestellt. Ein Bub schöpft ihn mit Milchkaffee voll, legt Brotscheiben daneben. Mein Gegenüber deutet auf die Marmelade, ich soll mir davon nehmen. Das tue ich auch ausgiebigst, aber noch sehe ich keinen der vielen Buben essen oder trinken, sie scheinen auf ein Zeichen zu warten. Dann läutet eine Glocke, eine mir noch unbekannte Flügelhaube steht plötzlich mitten im Raum und ruft: „Komm, lieber Gott, und sei unser Gast!“, worauf die gesamte Tischgesellschaft ergängt: „Und segne, was Du uns bescheret hast!“

In Gießhübl wurden vor dem Essen auch immer Chorsprüche gerufen. An einen erinnere ich mich noch: „Erde hat es uns gebracht, Sonne hat es reif gemacht, liebe Sonne, liebe Erde, Euer nie vergessen werde!“ Nach dem Frühstück wird die ganze Herde eingeteilt. In solche, die zum Unterricht, und andere, die zum Haarschneiden oder Hofdienst geschickt werden. Hofdienst bedeutet draußen, im Ziegelmauerhinterhof, das festgepresste Rosshaar der Matratzen zu entwirren und wieder locker zu zupfen. Eine staubig-langweilige Endlosplage. Oder Berge schmutziger Schuhe mit Kotbürste, nassen Fetzen, Fettschmiere und Glanzbürste wieder ansehnlich zu putzen. Ich bin zum Unterricht eingeteilt und der soll im 1. Stock, im „Tagraum“ stattfinden. Zuvor melde ich mich aber, der versprochenen Schuhe wegen, im Zimmer der Petrina. Aus einem Haufen abgetragener Latschen suche ich mir welche aus. Sie sind mir zwar viel zu groß, aber andere wären zu eng, also besser zu groß.

Der Tagraum ist wie ein Klassenzimmer, mit Tischen und Bänken vollgestellt, an der Stirnwand ein niederes Podium, der Lehrerplatz. Dahinter eine schwarze Tafel. Darüber ein nackter, blutüberströmter Mann, an ein Kreuz genagelt. Die Rückwand dient als Garderobe. In der letzten Bankreihe finde ich auch wieder die Kennziffer 177 und damit meinen Platz. Es muss also mehrere Klassen geben, denn 177 Plätze waren in diesem Raum unmöglich unterzubringen. Ein Bub geht den schmalen Gang neben den Tischen entlang. „Ah, ein Neuer!“, legt mir ein Schreibheft und einen Bleistift hin. „Schreib sofort Name und Ziffer drauf“, sagt er, „und immer mitbringen!“

Dann stürzt plötzlich ein sehr ärmlich gewandeter, nervöser Mann herein und hetzt an die Tafel – der Lehrer. Alle erheben sich, doch er deutet mit der Hand, wir sollen uns setzen. „Heute Deutsch“, sagt er und schreibt mit flattriger Hand an die Tafel: „Umlaute“: Ä, Ö, Ü, dazu Worte, die solche beinhalten: Äpfel, Ähre, Übung, Übermut – als er Österreich schreibt, lachen einige Schüler ungewöhnlich lauthals heraus und zeigen auf die Tafel, worauf er sich völlig verstört umdreht und sichtlich erschrocken das Wort „Österreich“ sofort durchstreicht, dann mit flacher Hand wegwischt und stattdessen „Ölquelle“ kritzelt. Erregt fordert er uns auf, Worte in die Hefte zu schreiben, in

denen Umlaute enthalten seien. Sein Blick fällt auf mich und er stutzt: „Neu hier?“ fragt er. Ich soll nach vorne kommen, die Kreide nehmen, einige Beispiele an die Tafel schreiben. Also gehe ich nach vorn, stelle mich auf die Zehenspitzen und versuche so zu kritzeln. Doch es gelingt mir nicht, ich kann die Tafel nicht erreichen. Der Lehrer bemerkt es, lässt sie ein wenig herunter. Ich kritzle also an den untersten Rand, so gut ich kann: „mähen, mühen, mögen“. „Leider unleserlich“, bemerkt er. „Wo kommst du denn her?“ Ich berichte ihm kurz von dem Evangelischen Kinderheim in Gießhübl, das jetzt ein NSV-Hort sei, alle Nichtarier ausgesondert worden seien, weshalb wir hierher überstellt worden sind. Er hörte aufmerksam zu und sagte dann leise, dass wir Glück hätten, ins „Haus der barmherzigen Schwestern Vinzenz von Paul“ gekommen zu sein.

Später erfuhr ich, dass dieser Lehrer, der von den Schülern „Joschi“ genannt wurde, ein Sozi, also ein Sozialdemokrat war, der, unter strenger Kontrolle der GESTAPO, nur gnadenhalber da in der „Judenschul“ unterrichten durfte, sich täglich bei der Polizei melden und seinen Unterrichtsstoff dem nationalsozialistischen Rektor der nahegelegenen Schule auf dem Kernstockplatz vorlegen musste. Dieser Rektor mit dem erstaunlichen Namen August Deppisch tauche oft überfallsartig im Haus auf, inspiziere die Klasse und stelle Prüfungsfragen, auf die keiner vorbereitet sei.

Mit der Zeit lerne ich einige Zöglinge der „Judenschul“ oder des „Klosters“, wie die Anstalt auch genannt wurde, etwas näher kennen. Alle sind Kinder jüdischer Eltern, Geltungsjuden oder Mischlinge 1. Grades. Was das alles bedeutet, erfahre ich erst nach und nach. Da Vater stets auf Geschäftsreisen, meine Mutter als Tänzerin ebenfalls beinahe immer auf Tournee gewesen war, sie also kein eigentliches Familienleben führten, war ich nicht jüdisch erzogen worden. Einige der Klosterinsassen sind jedoch sehr religiös, beten vor dem Unterricht oder wenn er zu Ende ist, stets zu zehnt, in irgendeiner Ecke des Tagraums. Ich bin fasziniert von ihrem Gesang und den Schaukelbewegungen, die sie mit dem Oberkörper nach vor und zurück und in rhythmischen Wendungen nach links und rechts, meist mit geschlossenen Augen, ausführen. Die Sprache verstehe ich nicht, aber es wird mir erklärt, es sei Hebräisch.

Die Vinzentinerinnen, katholische Ordensschwwestern, finden zwar keinen Gefallen an den jüdischen Betgemeinschaften, doch sie dulden sie. Versuchen sogar, Zöglingen, die nicht offensichtlich regelmäßig jüdische Kulte ausführen, Lust auf christliche Unterweisung zu machen. Da ich zu diesen gehöre, befinde ich mich bald in der Gruppe derer, die täglich ein bis zwei Stunden katholischen Unterricht erhalten. Ich lerne eine mir bislang völlig unbekannte Geisteswelt kennen. Vorerst klingt alles mehr nach schönen Geschichten, aber nach und nach kenne ich die 10 Gebote, dann die anderen Kirchengesetze, die Sakramente, Feiertage, Gottesdienste, Rituale, die Messe, sogar ein paar Brocken Latein, die 7 Todsünden – und dann die Geschichte des Gottessohnes Jesus Christus, seiner Mutter Maria, der 12 Apostel, die des abscheulichen Judas, der Christenverfolgung unter den Römern und anderen Heiden, der Heiligen und Märtyrer, besonders auch die des Vinzenz von Paul, nach dessen Vorbild zu leben die Vinzentinerinnen ja bemüht sind.

Was allerdings bei diesem Unterricht immerzu durchklingt, ist, dass das sogenannte „auserwählte Volk“, die Juden nämlich, den Messias, den Erlöser aus irdischen Nöten, nicht nur nicht angenommen, sondern sogar verfolgt und zu Tode gebracht haben. Dabei wird nicht auf Fakten verwiesen, sondern alles läuft über Emotionen: Gott sendet seinen eigenen Sohn, der absolut gut ist, Wunder über Wunder tut, nur Liebe predigt, nur manchmal, etwa gegen raffgierige, jüdische Händler im Tempel, in heiligen Zorn verfällt, und arglistige, böse Juden fangen ihn, liefern ihn als Staatsfeind den Römern aus, fordern seine Hinrichtung. Dass Kreuzigung in der Antike eine übliche und von vielen Völkern praktizierte Todesstrafe war, erfahren wir allerdings nicht. Vielmehr wird die Christus-Kreuzigung als ein außergewöhnlicher, einmaliger Justizmord dargestellt. Dann entdecke ich gleich neben der „Pforte“, wie das Haustor von den „Holländerinnen“ genannt wird, zu meinem Erstaunen

eine kleine Kapelle. Zu Zeiten, in denen die Judenschule noch ein Heim für katholische Zöglinge war, wurde dort täglich Gottesdienst abgehalten. Jetzt finden sich nur noch die Vinzenterinnen zu ihren Gebetsstunden hier ein, und zu bestimmten Anlässen hält ein Priester von der benachbarten Pfarre „Zur Heiligen Familie“ Messe. Bevorzugte Zöglinge durften manchmal daran teilnehmen. Einige von ihnen, alles Judenkinder, sangen sogar Litaneien und Rosenkranz- und Kreuzweglieder dazu. Mit der Zeit komme ich in den praktizierten Alltagsritualen immer besser zurecht.

1939

Eines Tages fragt mich die Tagraumschwester Emanuela, ob ich Lust hätte, Ministrant zu werden. Ich habe keine Ahnung, was sie damit meint, aber ich darf am Sonntag mit ihr in die Kirche am Kernstockplatz hinüber zur Messe, damit ich sehe, was ein Ministrant ist. Am Samstag zuvor holt mich die Terezia in ihren Holzverschlag im Schlafraum. Aus einem Haufen Gewänder soll ich mir etwas heraussuchen, damit ich ordentlich angezogen bin bei der Messe. Tatsächlich finde ich endlich eine Hose, die mir am Hintern nicht herunterhängt, ein passendes Hemd und eine Jacke, die ganz neu aussieht, Socken und Schuhe dazu, als wären sie extra für mich ausgesucht worden. „Das ziehst du morgen an, wenn ich dich aufweck', ja?“ sagt die Terezia. „Dann meldst dich bei der Schwester Emanuela unten.“

Diese Nacht schlafe ich unruhig. Irgendetwas Unbekanntes kommt auf mich zu, das spüre ich. Am nächsten Morgen steht plötzlich die Terezia an meinem Bett, deutet mir leise aufzustehen und in den Waschraum zu gehen. Bevor ich nach unten gehe, überprüft sie noch einmal, wie ich „angelegt“ bin, dann erst lässt sie mich gehen. Die Emanuela wartet schon im Gang bei der Pforte. Das ist mein erster Ausgang aus dem Kloster, seit ich überstellt worden bin. Es ist noch nicht hell und kein Mensch auf der Straße. Irgendwie ist mir sonderbar, beinahe komisch zu Mute, gehe ich doch zum ersten Mal bewusst in eine Kirche. Beim Eintreten taucht die Emanuela ihre Hand in eine Steinwanne neben dem Eingang. Darin ist Wasser und damit tippt sie sich an die Stirn, die Brust und an die linke und rechte Schulter. Mir zeichnet sie mit dem nassen Daumen je ein Kreuzlein auf Stirn, Mund und Brust, dann schiebt sie mich vor sich her, ganz nach vorne in eine Bank, in der schon einige „Holländerinnen“ knien und lautlos ihre Lippen bewegen. Durch die Finger lassen sie Perlenschnüre, sogenannte Rosenkränze, gleiten. Dann läutet eine Glocke, im ganzen Vorderraum wird es plötzlich hell, und durch eine Seitentür kommen sechs Buben in langen, roten Kleidern, darüber tragen sie weiße Spitzenhemden und darüber wieder rote Kragen. Einer hält ein silbernes Gefäß, ein anderer schwingt einen Topf an einer Silberkette, aus dem es raucht, wieder zwei andere läuten mit Handglocken, ein Großer trägt ein ganz dickes Buch, und noch einer geht mit zusammengelegten Händen, neben dem Priester her. Die Emanuela flüstert mir zu: „Das sind die Ministranten. Pass gut auf, was sie machen.“ Also verfolge ich neugierig und aufmerksam alle Vorgänge, die da vonstatten gehen. Ein wenig erinnert mich alles an gewisse Szenen am Salzburger Stadttheater. Das eigenartige Gehen, das oftmalige Niederknien und wieder Aufstehen, die vielen Verbeugungen und wie der Priester die Hände abgewinkelt nach oben hält, auseinander zieht und wieder zusammenlegt, wie er einen Goldbecher, dann wieder eine weiße, runde Scheibe hochhält, wieder nach unten zieht, und wie die Ministranten immerzu irgendwelche kleine Besorgungen machen: Körner in den Rauchkessel löffeln, diesen in viele Richtungen schwenken, die Handglocken läuten, das große Buch von einer Seite des großen Bühnentisches, dem Altar, zur anderen tragen, Wasserkännchen bringen, diese dem Priester über die Finger gießen und viele andere Besorgungen verrichten, die ich nicht ganz verstehe. Etwa dass sie Silbertablette tragen und diese dann den Frauen, die sich vorne an ein niederes Gitter

hinknien und die Zunge herausstrecken, unter das Kinn halten, während der Priester ihnen aus einem goldenen Becher weiße Scheiben drauflegt. Gewaltig, beinahe erschreckend empfinde ich das Dröhnen eines Instruments, der Orgel, wie mir die Emanuela ins Ohr flüstert. Gegen diese klingt das Singen der Frauen – es sind ja nur Frauen in der Kirche – fast jämmerlich.

Auf dem Rückweg ins „Kloster“ fragt mich die Emanuela, was ich zu der Messfeier sagen will, ob's mir gefallen hat. Ich bemühe mich zu erklären, dass ich es erst verstehen muss, weil alles für mich ganz ungewöhnlich und neu ist. Wieder in der Anstalt, winkt sie mich immer öfters zu sich, an ihr Aufsichtspodium im Tagraum und gibt mir Sonderunterricht. Erklärt mir, was die Vorgänge bei der Messe bedeuten, und fragt immerzu, ob ich nicht Ministrant werden will.

Als an Wochenenden manche Buben Besuch bekommen, einige sogar von Verwandten „abgeholt“ werden, also „Ausgang“ haben, wird mir erst bewusst, dass ich meinen Vater schon lange nicht mehr gesehen habe. Weder er noch sein „Hädlerl“ sind seit ihrem letzten Besuch in Gießhübl wieder aufgetaucht. Vielleicht wissen sie auch gar nicht, dass ich in dieses „Kloster“ überstellt worden bin. Als Ministrant könnte ich wenigstens zu den Messen aus dem Haus, auf die Straße, etwas anderes sehen als nur immer diese engen Räume mit den vielen Buben.

Diese kommen plötzlich an und werden ganz überraschend auch wieder weggebracht. Von Zeit zu Zeit erscheinen zerfetzt gewandete Leute, die halb verhungert aussehen, löffeln mit zitternden Händen die von der Poldi gereichte Suppe und schlingen die ihnen im Warteraum hingelegten Brote derart gierig in sich hinein, dass man fürchtet, sie werden daran ersticken. Überhaupt sehen sie verwahrlost aus, als hätten sie sich tagelang schon nicht gewaschen, und strömen einen penetranten, widerlichen Geruch aus. Oft haben sie Schuhe ohne Bänder an, und an ihren schmutzigen Mänteln fehlen Knöpfe. Sie haben immer Papierlisten mit, darauf stehen die Namen derer, die sie „abholen“ gekommen sind. Bis die Buben bereit sind, kriegen sie von den „Holländerinnen“ irgendetwas Warmes zu essen.

Einmal – ich komme zufällig beim Warteraum vorbei – sehe ich einen alten Mann beim Essen weinen. Wenn die Abholer – die Emanuela sagt, sie sind vom „Judenrat“ – kommen, müssen immer alle Buben im Tagraum antreten, Namen werden gerufen und die Genannten haben sich innerhalb einer halben Stunde zur Überstellung bereitzuhalten. Es sind jedes Mal bis zu zehn Buben. Anderntags kommen oft wieder andere zehn „Neue“ an. Das geht so rasch, dass man sich ihre Namen gar nicht merken kann. Man nennt sie nach bestimmten äußeren Merkmalen: den Rothaarigen, den Dicken, den Hatscherten, das Ohrwaschl, den Stotterer, den Fresser, den Plärrer, den Schnarcher, den Stinker. Mit der Zeit hört man auch auf, sie zu benennen.

Der Wechsel geht zu rasch. Die Nummern stimmen längst nicht mehr. Auch im Unterricht gibt es keinen Unterschied mehr zwischen Anfängern und Fortgeschrittenen. Der Joschi schreibt nur noch irgendetwas an die Tafel. Er prüft auch nichts mehr ab.

Die Tage, Wochen, Monate vergehen in immerfort gleichem Ablauf: aufstehen, turnen oder Gymnastik im Hof, waschen, Frühstück – stets Milch und Brot. Unterricht oder Religionsstunde, Rosshaarzipfen im Hof, Lern- oder Lesestunde, Singstunde, Haarschneiden, Fingernägelkontrolle, Kreisgehen im Hof, abprüfen, wobei sich die Schwester Notizen macht, Schönschreiben, Handfertigkeiten lernen – etwa Strümpfe stopfen und Knöpfe annähen, Klosettpapier aus alten Zeitungen schneiden, Waschraum und Klosett putzen. Essraum aufwaschen, Mittagessen, dann Teller und Besteck abwaschen, Ruhezeit im Schlafraum oder Hof, Unterwäsche wechseln, Gewandkontrolle, Sonntag manchmal die sogenannte Freizeit, für die sogar Spiele ausgegeben werden: Schwarzer Peter, Mühle&Dame, Halma, Mensch ärgere Dich nicht, Mikado, sogar Schach. Das ist das einzige interessante Spiel, es gibt aber nur drei Stück davon und die sind meist von den Großen vereinnahmt. Bleibt also nur das Zuschauen.

Von den Schwestern habe ich mir indessen mein ganz persönliches Bild gemacht. Etwa von der nur selten in Erscheinung tretenden „Oberin“, der bei allen möglichen Bitt- und Danksagungen die Hand geküsst werden muss, die sie stets gelangweilt und mechanisch vor sich hinhält und die ihre Weisungen wie apathisch, völlig emotionslos und zur Seite gewandt abgibt. Dann ist da die für alles „Amtliche“ zuständige Schwester Anastasia. Sie registriert Zugänge und Abgänge der Eingewiesenen, erledigt wahrscheinlich An- und Abmeldungen, den Schriftverkehr, die Einkäufe und Abrechnungen sowie Berichterstattungen. Sie ist die einzige der Schwestern, die manchmal in der Küche oder im Empfangsraum mit einer Zeitung zu sehen ist. Mit Zöglingen spricht sie ganz selten. Dann ist da die kleine, dickliche Schwester Bona, eine immerzu mit den Wäsche- und Kleiderbergen der Zöglinge beschäftigte Schwerarbeiterin. Ich kann mich nicht erinnern, sie jemals sprechen gehört zu haben. Die Terezia ist anscheinend die Nachtschwester und tagsüber nur ganz selten zu sehen. Für Alltagsbedarf und Pfortendienst ist die Petrina zuständig. Sie registriert Kommen und Gehen der Zöglinge, gibt Wäsche, Gewand und Schuhe aus, teilt die Rosshaarzipfer ein, bestimmt, in welcher Reihenfolge die Gruppen Frühstück, Mittagessen und Nachtmahl bekommen, organisiert die Putztruppe und die im Hof zu verrichtenden Arbeiten. Alle, die schon länger im Kloster sind, verhalten sich ihr gegenüber besonders zuvorkommend und höflich, weil sie nämlich manchmal auch ältere Zöglinge zum „Einkaufen“ schickt. Die bekommen dann von der Poldi einen Zettel, auf dem die Dinge aufgelistet sind, die in naheliegenden Geschäften abzuholen sind, fahren dann mit einem kleinen Leiterwagen los und sind oft viele Stunden unterwegs. In bestimmten Geschäften kriegen die „Klosterbuam“ manchmal auch kleine Geschenke, so etwa Wurstsemmeln, Äpfel oder Zuckerln. Also ist es vorteilhaft, sich mit der Petrina gut zu stellen. Für die Kleinen und Kleinsten ist die sehr junge Schwester Agnes zuständig. Die Aufsicht über oft mehr als 30 unberechenbare, durcheinanderschreiende und wild umherlaufende „Gschrappen“ ist eine kaum beschreibbare Plackerei. In einem kleinen Schrebergarten am nahen Wilhelminenberg, einst vom Orden gepachtet, werkt auch noch eine alterskrumme Schwester Maria als Gärtnerin. Kräftigere Buben dürfen ihr manchmal bei Gartenarbeiten helfen, ein seltenes Privileg. Tage draußen im Freien! Für viele nur ein Wunschtraum. Auch dürfen die Gartenhelfer sich zu Erntezeiten mit Kirschen, Äpfeln, Birnen und Ribiseln ungestört vollstopfen. Mehrmals trifft auch mich dieses Glück, wonach ich stets einige Tage Durchfall habe. Hauptbezugsperson für alle älteren Buben ist die Tagschwester Emanuela. Sie hat die Aufsicht in allen Bereichen, die nicht von anderen Schwestern verantwortet werden, und das Sagen in allem und jedem, was die Zöglinge tagsüber betrifft. Ihre Weisungen sind ohne Widerspruch zu befolgen, sonst verordnet sie Strafen. Etwa eine Stunde knien oder reglos mit dem Gesicht zur Wand stehen. Bei krassen Verstößen gegen die von ihr diktierte Ordnung straft sie mit Essensentzug, und manchmal schlägt sie auch zu. Mit dem Schlüsselbund. Erinnerunglich ist mir, dass einmal ein Großer, der einem Kleinen Brot weggenommen hat, diesem drei Tage lang sein Frühstücksbrot abgeben musste. Wenn die Emanuela, von den Buben „Mani“ genannt, in meiner schon sehr verschwommenen Erinnerung auftaucht, sehe ich eine nicht mehr ganz junge, stets nervöse, unruhige, leicht erregbare Frau, die sich, immer ein Taschentuch in Händen, dauernd über Stirn und Gesicht wischt und ihren Unterleib, sichtlich unbewusst, bei jeder Gelegenheit an den Podiumstisch oder an ein anderes hüfthohes Möbel presst. Wenn sie ihre Direktiven gibt, unterbricht sie sich oft selbst mit einem gewohnheitsmäßigen „Scht, Scht!“, wobei sie ihre Augen unentwegt über alle Anwesenden gleiten lässt. Manchmal beginnt sie ohne jeden Anlass Geschichten zu erzählen, wobei sie vom Hundertsten ins Tausendste kommt, um dann, so unvermutet wie sie begonnen hat, plötzlich wieder zu enden. Die von ihr Beaufsichtigten nennt sie niemals bei ihren Vor-, sondern ausschließlich beim Familiennamen. Als die Neuzugänge und Abholungen in immer kürzeren Zeitabständen erfolgen, die Aufenthaltsbereiche von immer öfter wechselnden Gruppen wimmeln, hört sich das

Namensagen gänzlich auf, wird nur mehr „Du, komm her!“ gerufen. Im Gegensatz zu allen anderen Schwestern setzt sich die „Mani“ nur sehr selten an den Podiumstisch; sie hält ihre Aufsicht oft stundenlang stehend. Eines Tages bin ich zum Abwaschen eingeteilt.

Als ich mit dem Tragbrett vor der Küche anstehe, wo die benützten Teller und Bestecke abzuspülen sind, dreht die Köchin Poldi plötzlich ihren Radioapparat auf, einen sogenannten „Volksempfänger“, den sie von früh bis spät laufen lässt und der die einzige Quelle ist, aus der wir etwas über die Welt draußen erfahren. Wenn unsere Älteren zufällig irgendwelche Neuigkeiten mitgehört haben, etwa dass Rapid gegen Admira spielen wird oder die Filmschauspielerin Zarah Leander in Wien ein Konzert gibt, verbreiten sich diese Nachrichten wie Sensationen.

Aber an diesem Vormittag höre ich plötzlich „den Führer“ aus dem Radio schreien. Ich höre nur noch: „Ab heute wird zurückgeschossen!“ und dann das endlose Gebrüll vieler hunderter Begeisterter, wie das ja immer nach „Führer-Reden“ üblich war. „Krieg!“ schreit jetzt auch die Poldi. „Krieg mit Polen!“ Die Tür des Schwesternspeiseraums wird aufgerissen. Servietten in Händen, stolpern die Anastasia, die Oberin und die Petrina in die Küche. „Krieg mit Polen!“ schreit noch einmal die Poldi. Und vom 1. Stock herunter die Emanuela: „Buben, sofort herauf in den Tagraum!“ Als wir dann oben sind, sagt sie: „Setzt euch alle hin.“ Nach einer kleinen Weile kommen die Oberin und die Anastasia, die sich sonst nie im Tagraum sehen lassen, herein, gehen zum Podium vor. Es ist mucksmäuschenstill. „Buben“, sagt die Oberin, „Gott schickt den Menschen eine harte Strafe: Krieg ist ausgebrochen. Schwester Anastasia wird uns erklären, was das bedeutet. Aber erst sollten alle beten, dass wir verschont bleiben, jeder nach seiner Weise.“ Stille. Einige Ältere, die auch immer die Kippa, das kleine Käppchen tragen, stehen auf, stellen sich in Zehnergruppen auf und beginnen halblaut zu singen. Die auf den Bänken Verbliebenen schauen verständnislos zu und warten ab, was aus der ungewohnten Szene weiter werden soll. Ein paar tun es den Schwestern nach und falten die Hände. Ich erinnere mich, dass einer der jüngeren plötzlich lacht. Die „Mani“ zischt ihn mit dem üblichen „Scht!“ zur Ruhe.

Dann erklärt die Anastasia, dass jetzt die „Deutsche Wehrmacht“ nach Polen marschieren, die Luftwaffe dort Bomben auf Städte und Menschen abwerfen und es durch diese Kämpfe viele Tote geben wird. Ich kann mir trotzdem nichts darunter vorstellen. Aber zuletzt sagt sie etwas, was mich aufhorchen lässt. „Für viele, auch unschuldige Menschen kommt jetzt eine schlechte Zeit. Ihr seid leider Juden. Wäret ihr keine, wär's für euch besser.“

Zwei Tage darauf, während der Mathematikstunde des konfusen Joschi, wird die Türe aufgestoßen: der Rektor der Kernstockschule, zwei Männer in Ledermänteln und ein Mann in einer schwarzen Uniform kommen herein. Sie gehen ohne zu grüßen bis zur Tafel vor, und dann schreit der Rektor zu uns Schülern gewandt überlaut: „Heil Hitler!“ Der Joschi bringt eben noch ein heiseres „Aufstehn!“ heraus. Ohne ihm die Hand zu geben pfaucht ihn der Rektor an: „Wie viele Klassen heute?“ Wie geohrfeigt, schreckerstarrt antwortet der: „Vier.“ Wieder der Rektor: „Wie viele Stunden?“ Joschi: „Je zwei, außer Samstag.“ „Schabbes meint er“, lacht der Rektor. „Viel zu viel!“ Der Schwarzuniformierte trocken: „Wozu überhaupt?“ Er hat den Tagesplan an der Wand gesehen und fragt die devot an der Tür wartende Petrina: „Was, Friseur werden da auch noch beansprucht? Womöglich noch Manikeure, nicht?“

Dann gehen sie, großlos, wie sie gekommen sind. Der Joschi wischt sich den Schweiß von der Stirn, nimmt seinen Unterricht wieder auf. In seiner Konfusion vergisst er diesmal sogar „Setzen“ zu sagen. Einige Wochen später kommen 30 Neuzugänge, für die weder im schon längst zu eng gewordenen Tagraum noch in den Schlafsälen mehr Platz ist. Wohin mit ihnen? Die Terezia legt zuerst die Kleinen, nach und nach auch die Größeren, zu zweit in die Betten. Die Emanuela schickt nach jeweils zwei

Stunden die Tagraumbelgschaft in den Hof, danach in den Warteraum, wodurch der zu einem zusätzlichen Tagraum wird. Zeitweise wird auch der Essraum Aufenthaltsbereich.

Bei einem Mittagessen platzt plötzlich die uns schon bekannte Inspektion herein. „Bestecke? Was? Die essen da mit Bestecken?“ fragt ein Ledermantel. „Und gar auf Porzellan?“ der andere. Die Petrina erklärt, dass es alte Bestände aus der Klosterzeit sind. Und da die für den Tischdienst

Verantwortlichen eben eine Pfanne mit Fleischlaberln hereinführen, platzt dem Rektor der Kragen: „Na Mahlzeit! Schon mal 'was von Eintopfgericht gehört? Nein?“ Dann stürmen sie verärgert hinaus. Die Petrina schließt hinter ihnen die Tür ab. „Esst's ruhig weiter, lasst's euch schmecken.“

Ab diesem Tag gibt es nur mehr einmal wöchentlich Essen mit ein wenig Fleisch. Erdäpfelsuppe mit kleinen Wurststücken drin oder Gulaschsuppe, Rindfleischgemüse nur noch selten. Das

Haarschneiden ist jetzt wirklich das geworden, was es im eigentlichen. Sinn bedeutet: Haare – abschneiden. Es gibt keine Extrafrisuren mehr. Alle werden völlig kahl geschoren.

„Glatzerte seid's“, stellt die Frau in der Bäckerei fest, von der wir die Brotwecken. abholen.

„Na. Jud'n sans“, berichtigt ein älterer Kunde und grinst. „Jetzt ko mas wenigst'ns glei kenna.“